

Unter schwerer Anklage [Fortsetzung]

Autor(en): **Anzengruber, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 10

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636586>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Massensturz und Familien-Wintersport.

Von Ch. Beaujon.

In den letzten Jahren hat der Skisport unheimlich zugenommen. Man kann wohl sagen, daß jedermann geradezu moralisch verpflichtet ist, sich Bretter anzuschneiden, nicht Bretter, die die Welt bedeuten, sondern (mich schaudert) Bretter, die Arm-, Bein- und sonstige Brüche bedeuten! Trotzdem flüht jetzt alles die Schneehalden hinunter, die einen, weil Schahi so gern fährt, andere, um sich die Sympathien des Schwiegersohnes zu erteilern, die dritten als Vorbilder ihrer Kinder, die auf der Straße und in der Schule begeistert den Quersprung Papas kommentieren. Daß er dabei fast erstickt wäre, weil er kopfvooran in einen tollen Schneehaufen gefahren ist und nur mit Mühe und Not sich wieder herausarbeiten konnte, wird als nebenlächliches Begleitmoment verschwiegen.

Das Schlitteln aber wird als veraltete Sportart mit nachsichtigem Lächeln abgetan. Und doch ist es etwas Herrliches, etwas Wunderschönes, jauchzend und jubelnd ins Tal hinunterzufahren. Wir sind in unserer Familie allerdings etwas konservativ eingestellt. Mein Urgroßvater war noch ein wahrer „royaliste neuchâtelois“ und ein noch älterer Vorfahre war gar Finanzminister unter Ludwig XI. von Frankreich. Man begreift daher ohne weiteres, daß wir, mit dieser Tradition belastet, nicht so von heute auf morgen umstellen können. Es wird schon auch die Reihe an uns kommen, aber erst mücht ich mir doch einen großen Hund kaufen können, um Skiföring zu fahren, denn Skiföring ist entschieden nobel.

Die klare Winternacht weicht dem Tage, der stolz von den Bergespitzen in die Ebene hinunterschreitet. Bei uns zu Hause wird's lebendig. Die Kinder eilen, die Füßchen in molligen Bettstiefeln geborgen, lautlos durch die Zimmer und suchen die Kleider, Mützen, Gamaschen, Pullover und Handschuhe zusammen. „Der Mai ist gekommen“, tönt's jubelnd durchs Haus. Zärtlich wird von Puzi, Bärli, Annebäbi, Stineli und Peterli Abschied genommen und dann geht's hinaus in den „gierenden“ Schnee. Zur Station ist es nicht weit, und weil es diesmal nicht nur bis Rehras geht, sondern weiter hinaus nach Burgistein, ist schon die Bahnfahrt ein Ereignis. Bis Toffen fahren wir in goldener Sonne, dann kommt aber gehörig Dampf aus Mutter Erdes Röstipanne, und bis Wattenwil stecken wir im dicksten Nebel.

Im Chabisbähnli stehen und liegen die Skis und Schlitten kreuz und quer; dazwischen sitzen gedrängt Menschen und Menschlein in zum Teil ganz unmöglichen Sportkostümen. Einem hübschen Chabli sitzt fest eine rotgrüne Zipfelmütze auf dem Bubikopf — dort sitzt eine behäbige Mutter in gelbem Pullover und zartblauen Norwegerhosen, von drei Anwärtern auf die schweizerische Skimeisterschaft flankiert — dann sitzt lässig hingegossen ein zierliches Herrchen da, tip-top, nigelnagelneue Bretter mit allen neuesten Chifanen versehen, dernier hurlement de la mode; ob der aber einen 52-Meter-Sprung stehen wird, bezweifle ich sehr — und endlich in einer Ecke des Wagens eine ganz unmoderne Familie, mit Schlitten: das sind wir!

In Burgistein-Wattenwil plumsen wir in den dicken Nebel hinaus. Aber — hui! — wir saßen die Höhendifferenz einfach ein, und bald schwitzen und glänzen wir an der Sonne wie goldene Fastnachtstüchli. Ueber uns der wunderbare, blaue, tiefe Himmel und unter uns ein wallendes Nebelmeer, aus dem Hügelkuppen hervorgucken, als ob Riesen Bersteddis spielten. Nach tüchtigem Marsch erreichen wir die Staffelalp. Wir sind zu bescheiden, um uns an die Table d'hôte zu setzen und knabbern daher in der warmen Sonne unsere Äpfel, Rüsse und Brot. Zwei Fremde, die sehr wahrscheinlich aus dem Süden stammen, versuchen sehr vorsichtig immer und immer wieder eine Abfahrt von ungefähr 8 bis 10 Meter Länge. Sie brüllen,

um ihre Angst zu verbergen, wenn die Geschwindigkeit der Grindelwaldnergibe 3 Stundenkilometer erreicht hat. Dann aber zeigen wir ihnen, wie man's macht. Anlauf — los — wir lassen's tagen! Vater, der bewährte Routinier voraus, das Schicksal in einen vernickelten, ausrangierten Schlittschuh bannend — Mutter als Nachhut, mit sicherem Blicke die Tüden der Kurven und Steilhänge eräugend — mitten drinn die zappelnde, johlende Jungmannschaft — und — — — radiplumps — liegt die ganze Gesellschaft, trotz Schlittschuh und scharfen Augen, im hohen Schnee. Aus der weißen Schneewolke tönt frohes Lachen, sieghaftes Jauchzen, denn man hat etwas erlebt, man kann morgen in der Schule etwas erzählen. Das letzte Stück durchlaufen wir in rasendem Tempo.

Der Nebel ist weg. Die Jungfrau hat zum Lux das rosenrote Buderquästchen aus dem Pompadour hervorgezogen und schnell dem blaffen Mönch die feinsten Bäcklein lachend gefärbt.

Unter schwerer Anklage.

Dorfgeschichte von Ludwig Anzengruber. 5

Kirninger erklärte, sie wär' es.

„Irren Sie sich auch nicht?“

„Nein“, sagte Peter, „es ist die, welche ich 'm Bettlern zum Schärfe lassen mitgegeben hab'; ich kenn' i' an dem Brandzeichen auf 'm Stiel.“

„Ganz recht. Da steht: P. K. 1878. Mit dieser Hade wurde der Vinzenz Kallinger an eben jenem Mittwoch erschlagen.“

„Jesus, Maria, Joseph!“ schrie der Kirninger auf. Er war totenbleich geworden und startete das Mordwerkzeug mit sichtlichem Entsetzen an.

„Nun, Kirninger, was hat Er dazu zu sagen?“

„Ich? Herr? Ich will nur sagen — mein Gott, daß es mir leid tut —“

„Was tut Ihnen leid?“

„Daß so was damit geschehen ist, — ja — jetzt getraut mer sich sie nimmer in d'Hand z' nehmen — und 's is schad drum.“

„Stellen Sie sich nicht so albern an, Kirninger! Damit helfen Sie sich nicht heraus. Hören Sie mir jetzt ruhig und aufmerksam zu, und dann können Sie tun, was Sie für gut halten, Sie haben Ihren freien Willen, und man kann Sie zu nichts zwingen, was Sie in Ihrer Lage für abträglich halten. Sind Sie aber das, wofür ich Sie halte, — ein Mann, so machen Sie die Sache kurz und schiden sich ins Unermeidliche. Gescheh'nes läßt sich nicht ändern.“

„Herr Gerichtsrat, ich bitt' —“

„Wollen Sie vielleicht gleich zum Geständnis schreiten?“

„Zum Geständnis? Herr, ich wüß' doch um alle Welt nichts zu gestehen! Herr, Ihr redet so, als sollt' ich's g'wesen sein, der 'n Bettlern umbracht hat!“ Dem Kirninger schlugen, als er das sagte, die Zähne aneinander, und ein blöde staunendes und ungläubiges Lächeln, das er versuchte, wurde zur Grimasse.

„In dem Verdachte stehen Sie!“ sagte der Adjunkt. Da taumelte, wie von einer unsichtbaren Faust gegen die Wand geschleudert, der Kleinhäusler hinter sich.

„Korb, gebt ihm einen Stuhl“, befahl Doktor Haidenreich, „auch Wasser, wenn er solches verlangen sollte.“

Der Gendarmerieführer sprang dem Schwachgewordenen bei. Der saß dann eine Weile und stierte vor sich hin, oftmals mit dem Aermel der Jade über das Gesicht wischend, von welchem ihm Tränen und Schweiß reichlich herabrannen.

„Ja, Kirninger, dagegen hilft kein Weinen, das ist nun einmal wie es ist“, sagte der junge Gerichtsbeamte, und nachdem er etwa fünf Minuten hatte verstreichen lassen,

fragte er in gütigem Tone: „Sind Sie so weit gefaßt, Kirninger, um anhören zu können, was gegen Sie vorliegt?“

Der Gefragte sah mit ausdruckslosen Augen auf und senkte dann den Kopf, wie bejahend.

„Wir wollen also das, was Sie selbst zugestanden haben, zusammenhalten mit den Aussagen der Zeugen und den Ergebnissen des Befundes am Tatorte. Ihr Vetter, der Vinzenz Kallinger, war seit November vorigen Jahres verschollen, und es ist auf Tag und Stunde erhoben worden, wann er zuletzt hier im Dorfe gesehen wurde. Gestern hat man auf der Waldwiese unweit des Adamsshofbauerschen Anwesens seine Leiche mit zertrümmerter Schädeldecke aufgefunden, er war somit gewaltsam um das Leben gebracht worden, und da er noch kurz vorher im Adlerwirtschause Geld aufgewiesen, während sich bei der Untersuchung des leblosen Körpers keines vorfand, so ist anzunehmen, daß der Täter die Barschaft an sich genommen und sonach einen Raubmord verübt hat.

„Ferner ist als sicher anzunehmen, daß der Weg durch das Dorf bis zu der zunächst dem Adamsshofbauerschen Anwesen gelegenen Waldwiese Kallingers letzter Gang war, und er wurde auch auf dieser Strecke in der Zeit von ein Uhr auf zwei Uhr mittags das letztemal gesehen, und zwar von dem Fuhrnechte Zacharias Zsch, der mit seinem Wagen durch den Wald fuhr, und von der alten Birhofer, welche dort Holz klaubte, und nicht nur durch die gleichlautenden Aussagen dieser beiden, sondern auch durch Ihr eigenes Geständnis, Kirninger, ist festgestellt, daß er nicht allein, sondern in Ihrer Begleitung war.

Sie geben zu, Kirninger, daß Sie mit Ihrem Vetter nicht auf freundschaftlichem Fuße verkehrten, Sie können nicht leugnen, daß Sie sich in drückender Notlage befanden und eines geringen Betrages halber die Pfändung vor Ihrer Türe stand, Sie gestehen ein, schon auf dem Wege nach dem Walde gewußt zu haben, daß Kallinger Geld mit sich führe, Sie selbst sagen aus, daß Sie wegen des Geldes mit ihm streitend geworden wären, und die Birhofer will es beschwören, sie hätte es deutlich gehört, wie Sie gesagt hätten: „Dir geschäh' recht, Geizfragen, wenn dir einer den Schädel einschlug' und die Taschen ausräumte!“ Sie mochten die Hade unvorzüglich mitgenommen haben, aber Sie hatten sie nun zur Hand, nur Sie hat man aus dem Walde zurückkehren sehen, der alte Mann war, wie sich nun herausstellt, tot daselbst zurückgeblieben, man fand ihn seiner Barschaft beraubt, und nicht nur aus den Geschäftsbüchern des hiesigen Krämers ist ersichtlich, daß Sie den Tag nach der Tat Ihre Schuld beglichen haben, Sie selbst geben das zu. Ja, noch mehr, an jeder bemäntelnden Ausflucht verzweifelnd, bezeichnen Sie geradezu das erlegte Geld als von Kallinger herrührend. Man fand am Tatorte die Hade vor, mit welcher der Mord vollbracht worden war, Sie mußten sie als Ihr Eigentum anerkennen. Es ist diese hier“, — der Adjunkt hob sie bei diesen Worten empor — „sie mag allerdings durch den Rost gelitten haben, aber sie zeigt keine Scharte, und man braucht bloß mit dem Daumen über die Schneide zu streifen, so fühlt man, daß sie geschärft war — geschärft war, schon als sie zur Tat gebraucht wurde!“

Wieder war es stille geworden, und man hörte das schwere, halb stöhnende Atemholen des Angeschuldigten.

„Nun, Kirninger, was haben Sie darauf zu sagen?“

Gurgelnd, als wenn der Mann im Begriffe wäre, an seinem eigenen Speichel zu ersticken, kamen die Worte heraus: „Ich bin unschuldig.“

Auch menschenfreundliche Nachsicht hat ihre Grenzen, und wenn ein Richter den Angeklagten einmal so weit hat, daß als der Mühe schönster Lohn nur mehr das reuige Geständnis zu erwarten steht, so wird Leugnen zum beleidigenden Unfinn! Doktor Haidenreich reckte sich hoch auf und sagte mit barscherer Stimme: „Korb, lassen Sie den Zsch eintreten.“

Der Gendarmerieführer schritt nach der Seitentür und ließ den Fuhrnecht aus der Kammer.

„Zsch, sehen Sie den Mann da genau an, Sie kennen ihn?“

Der Budliche hielt es offenbar für überflüssig, der an ihn gerichteten Aufforderung zu entsprechen, denn er sah den Kleinhäusler gar nicht an, doch sagte er: „Freilich kenn' ich 'n, der Kirninger ist's!“

„Wiederholen Sie in seiner Gegenwart Ihre Aussage!“

„Jo, jo, mußst mer nit bö' sein, Kirninger, ich will nit dein Unglück —“

„Lassen Sie das, sagen Sie nur, was Sie vorhin angegeben und als wahr zu beedien sich bereiterklärt haben.“

„Jo, jo, es fällt mir nur schwer, wie ich's anfassen soll.“ Der Fuhrnecht kraute sich ein wenig hinter den Ohren, dann aber trat er ziemlich nahe an den Kleinhäusler heran und sagte in kurzer, abgehackter Redeweise, es hörte sich wie vertrauliche Redheit an: „Jo, da hilft nix. G'sehn hab' ich dich, Kirninger, weißt, damal im Wald. Mit 'm Vetter bist 'gangen, mit 'm Kallinger. Ich bin g'fahr'n hinter euch. Af amol wart's verschwunden, alle zwei. Gleich drauf hab' ich ein' Schrei g'hört. Ein' nur. Dann ist's grad so g'weßt, als tat eins durchs G'strüpp nachschleifen. Dann is Fried' word'n und nach 'r Weil' bist du geg'n 's Dorf abi g'rentt, wie unsinnig. Jo, das is alles.“

„Und ich denke, das ist genug“, sagte Doktor Haidenreich. „Was haben Sie drauf zu sagen, Kirninger?“

Der Angeredete starrte mit verglasten Augen um sich. Er schüttelte den Kopf. „Nix nöt“, stammelte er mit heiserer Stimme, „'s is aus! 's is gar; macht's mit mir, was 's wollt's.“

Er folgte willenlos, als auf einen Wink des Beamten Korb ihn aus der Stube führte.

Nachdem der budliche Fuhrnecht von dem Beamten entlassen worden war, schlenderte er durch das Dorf; sonst fand er wenig Ansprache, denn man war dahinter gekommen, daß er den Leuten ins Gesicht gar anders redete als hinter deren Rücken, und daß er, um sich bei einem schön zu machen, gleich ein halb Duzend schlecht machte, aber da es sich unterdem im Dorfe verbreitet hatte, der Zsch wär' so lang beim Gerichtsdoctör oben gewesen, hätt' eine so viel wichtige Aussage getan, ja, wüßt' beinah anzugeben, wie es bei der Mordtat hergegangen, so liefen ihm diesmal die Leute geflissentlich in den Weg, und er ward es nicht müde, sobald ihn nur einer neugierig anblickte, den rechten Arm bedeutungsvoll auszurecken und langgezogenen Tones zu beginnen: „Jo — o Leuteln, hab'n tut mer den — mer hat 'n schon, den, der 'n alten Kallinger umgebracht hat! Jo, und wer, glaubt's, is's? Du mein, kein anderer nit als sein leibhaftiger Vetter, der Kirninger! Jo! Was sagt's da dazu?“

Die Leute waren meist so ehrlich, anfangs einzugestehen: daß man sich so was doch nit hätt' denken können, aber im weiteren Verlaufe des Gespräches versicherte fast jeder: daß er das auch gleich gedacht hätt'. No ja, der Mon verkauft, 's Weib verspielt! Woher soll's kommen? Anderes wär' eh' nit zu erwarten g'weßt. (Fortsetzung folgt.)

Treu und Glauben.

Treu und Glauben sind der Eckstein aller menschlichen Gesellschaft. Auf Treu und Glauben sind Freundschaft, Ehre, Handel und Wandel, Regierung und alle anderen Verhältnisse zwischen Menschen und Menschen gegründet. Man untergrabe diesen Grund: alles wankt und stürzt, alles fällt auseinander. Lasset Staaten, lasset Stände gegeneinander Treu und Glauben verlieren: wer seiner Pflicht entsagt, verliert die Rechte, die mit der Pflicht verknüpft sind; er täuscht und wird wieder getäuscht.

Herder.